Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 32 Sonnabend, den 14. März 1931. 44. Jahrgang

Die letzte Woche.

Draußen in der Natur spielt sich jetzt ein harter Kampf ab. Der Winter hat noch einmal alle Kraft aufgeboten, um seine Machtstellung zu behaupten. Heftige Stürme brausen über das Land hin, und gewaltige Schneemassen lasten über Feld und Wald. Und trotzdem ist die Macht des Winters im Wanken. Zwischendurch wagt sich schon die Frühlingssonne durch, und nicht mehr lange wird es dauern, dann ist der Bann endgültig gebrochen.

Auch in der Politik scheint sich eine gewisse Entspannung einzustellen. Der Wehretat hat ohne große Schwierigkeiten den Haushaltsausschuß des Reichstags passiert, die erste Rate des Panzerkreuzers B ist vom Ausschuß bewilligt; gesichert ist der Schiffsneubau allerdings noch nicht. Die Sozialdemokraten machen ihre endgültige Stellungnahme — im Ausschuß haben sie Stimmenthaltung geübt — von einem Entgegenkommen auf steuer- und sozialpolitischem Gebiet abhängig. Entsprechende Verhandlungen schweben bereits seit einiger Zeit. Man glaubt, daß es in den sozialpolitischen Fragen zu einer Verständigung mit der Sozialdemokratie kommen wird, da man hier geneigt ist, ihren Wünschen so weit wie möglich Rechnung zu tragen. Die steuerpolitischen Anregungen dagegen stoßen bei den bürgerlichen Parteien auf Widerspruch, weil jede Erhöhung von Steuern als indiskutabel und wirtschaftlich untragbar angesehen wird.

*

In maßgebenden Wirtschaftskreisen hält man den gegenwärtigen Augenblick für eine Erhöhung von direkten Steuern schon deshalb für überaus ungünstig, weil man gerade jetzt Anzeichen für eine gewisse Belebung der Wirtschaft zu erkennen glaubt. Dieser Gesundungsprozeß würde, so sagt man, durch eine neue Steuerbelastung empfindlich gestört, wenn nicht unterbrochen werden. Tatsächlich scheint sich auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine gewisse Entspannung anzubahnen. An der Börse zeigt sich seit kurzem eine offensichtliche Aufwärtsentwicklung; die Befestigung des Kapitalmarktes macht gute Fortschritte, woraus man schließen darf, daß nach der katastrophalen Kapitalabwanderung ein allmählicher Rückfluß des deutschen Geldes aus dem Ausland ins Reich eingetreten ist. Hinzukommt, daß auf dem Arbeitsmarkt eine, wenn zunächst auch noch geringe Entlastung eingetreten ist. Das Ergebnis der Rußlandreise der deutschen Industriellen ist geeignet, diese Entwicklung wesentlich zu begünstigen. In den Kreisen der Industrie verspricht man sich, daß durch die russischen Bestellungen mindestens 150 000 Erwerbslose wieder in den Produktionsprozeß eingereiht werden könnten. Bei 5 Millionen Arbeitslosen will das natürlich nicht viel bedeuten, aber die Wiedereinstellung von 150 000 Mann ist doch immerhin ein Lichtblick in einer Zeit, wo man jeden Tag von neuen Betriebsstillegungen und Geschäftszusammenbrüchen zu hören bekam. Zu beachten ist auch die Tatsache, daß die deutschen Industrieführer auf ausdrückliche Einladung nach Moskau gefahren waren. Die Sowjetregierung hat demnach ein dringendes Interesse an einer deutschen Mitwirkung bei dem Aufbau der russischen Industrie. Bei den deutschen Lieferungen soll es sich in erster Linie um Produktionsmittel, namentlich um Elektrizitätsanlagen, sowie um Maschinen für Bergwerke und Fabriken und endlich um Eisenbahnmaterial handeln. Die Frage der Finanzierung ist allerdings noch nicht geklärt. Die Russen fordern eine langfristige Stundung des Kaufpreises. Hierzu bedarf es noch eingehender Verhandlungen mit den deutschen Banken und der Reichsregierung, die unter Umständen eine neue Ausfallbürgschaft für diese Kredite übernehmen soll.

*

Die Außenpolitik wird nach wie vor beherrscht durch den Flottenpakt von Rom, der jetzt im Wortlaut veröffentlicht worden ist und in der Weltpresse ausführlich besprochen wird. Auch hier wird viel von einer Entspannung geredet. Briand rühmte bei seinem Bericht vor den Kammerausschüssen die „Harmonie", die bei den Verhandlungen geherrscht habe und die eine Bürgschaft für eine Verständiaung auf internationalem Gebiet sei. Das gleiche Loblied stimmte der Erste Lord der britischen Admiralität, Alexander, im Unterhaus an, der die Auffassung vertrat, daß die Regelung der französisch-italienischen Flottenfrage eine weit günstigere Atmosphäre für die internationale Zusammenarbeit und die Sicherung des europäischen Friedens geschaffen habe. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen der Kritik, ja, es wurde sogar die Befürchtung geäußert, ob nicht England durch die Uebernahme der Rolle des ehrlichen Maklers für diese Regelung auf Kosten seiner eigenen Sicherheit etwas daraufgezahlt habe. Alexander selbst mußte zugeben, daß die den Franzosen zugestandene U-Boot-Tonnage von 81 900 Tonnen im Verhältnis zu den 53 000 Tonnen, über die England verfügt, viel zu hoch ist. Auch in Japan ist man über dieses Mißverhältnis nicht erbaut. Im übrigen ist in den Vertrag die bis jetzt unbekannte Bestimmung aufgenommen worden, daß die französische U-Boots-Stärke noch einmal auf der Weltabrüstungskonferenz im nächsten Jahr zur Diskussion gestellt werden soll.

Deutscher Reichstag

Die große sozialpolitische Aussprache

Berlin, 12. März.

Auf der Tagesordnung der Reichstagssitzung am Donnerstag steht die **zweite Beratung des Haushalts des Reichsarbeitsministeriums.**

Mit der Beratung ist verbunden der kommunistische Antrag, der sich gegen die Stillegung der Hütte Ruhrort-Meiderich wendet.

Der Haushaltsausschuß legt eine lange Reihe von Entschließungen vor, in denen vierzigstündige Arbeitswoche und verschiedene andere Maßnahmen zur Entlastung des Arbeitsmarktes verlangt werden.

Reichsarbeitsminister Dr. Stegerwald

leitet die Aussprache ein. Er erklärt, das staatliche Schlichtungs- und Tarifwesen hat seine Probe bestanden. Daß dabei Schwierigkeiten entstehen würden, war vorauszusehen. Tarifverträge sollen praktische Gewerbegesetze sein. Es ist eine Unmöglichkeit, angesichts der bestehenden Komplikationen in einer Zeit der größten Wirtschaftskrisis durch das staatliche Schlichtungswesen bei einer einzigen Tariferneuerung Ordnung zu bringen. Das amtliche Schlichtungswesen muß eine bestimmte Linie einhalten, wenn nicht ein Lohnchaos entstehen soll. Was den Lohn anlangt, so herrscht über dessen Funktionen große Verwirrung. Die Kaufkrafttheorie übersieht, daß in einem Lande mit 5 Millionen Arbeitslosen und einigen Millionen Kurzarbeitern mit dem individuellen Reallohn, mit dem Stundenlohn des einzelnen Arbeiters nichts anzufangen ist. Es kommt zunächst auf den Jahreslohn an und darauf, wieviel der eingelne und die Volkswirtschaft davon für die Unterhaltung der Arbeitslosen aufbringen muß.

Es ist unlogisch, völlig freie Lohngestaltung zu verlangen und gleichzeitig die Aufrechterhaltung von unwirtschaftlichen Preisbindungen in Kartellen sowie hohe Zölle gegenüber dem Ausland zu fordern.

Es ist auch verkehrt, den Lohn nur einseitig als privatwirtschaftlichen Faktor anzusehen. Praktisch steht die Lohnfrage gegenwärtig so: Das Institut für Konjunkturforschung hat für 1930 die Auffassung vertreten, daß durch Arbeitslosigkeit, Akkordlohnkürzungen, Kurzarbeit und amtliche Lohnsenkungen eine Kürzung der Einkommen um 10 v. H. stattgefunden und dem eine Senkung der Lebenshaltungskosten um 7½ v. H. gegenüberstehe. Nicht Kürzung der Reallöhne ist Sinn der Regierungspolitik, sondern die Senkung der Gestehungskosten. Freilich hat man es bei den einzelnen Tarifernenerungen nicht immer in der Hand zu erreichen, daß der Lohnsenkung in dem gleichen Gewerbe sofort eine Preissenkung folgt oder daß die Preissenkung der Lohnkürzung vorangeht.

Auf längere Sicht gesehen werde ich mich, soweit das auf dem Wege der Schlichtung überhaupt möglich ist, nachdrücklichst einer Senkung der Reallöhne widersetzen.

Zur Lösung der Fragen wegen der Reform des Tarif- und Schlichtungswesens ist es meines Erachtens absolut notwendig, daß in der nächsten Zeit Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften viel umfassender als seither zusammenarbeiten. Was die immer mehr umstrittene Arbeitszeitverkürzung anlangt, so betone ich nochmals, daß

die Regierung, falls ein durchgreifender Erfolg den freiwilligen Bemühungen um eine wesentliche Verminderung des Arbeitslosenheeres nicht beschieden ist, gesetzgeberische Vorschriften über Arbeitsstreckung durch Arbeitszeitverkürzung erlassen muß.

Der Arbeitslosenfrage ist nur in Verbindung mit der Gesamtsanierung entscheidend beizukommen. Wie ist man im letzten Jahre über mich hergefallen, als ich die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung um 3 v. H. erhöhte! Wäre das nicht erfolgt, dann wären wir nicht heil über diesen Winter hinweggekommen.

Wenn sich die Beschaffung einer Anleihe von 1—1½ Milliarden zu erträglichem Zinsfuß ermöglichen ließe, dann könnte ich schon morgen ein Arbeitsbeschaffungsprogramm vorlegen, durch das 300 000—400 000 Menschen beschäftigt werden könnten und in dessen Mittelpunkt die Reichsbahn stehen würde.

Aber die Beschaffung solcher notwendigen langfristigen Kredite ist in der Hauptsache eine Vertrauensfrage. Dieses Vertrauen kann aber nur kommen, wenn Staat und Wirtschaft in Ordnung gebracht werden. Bis dahin müssen wir zunächst mit kleineren Mitteln die Arbeitslosenfrage zu mildern suchen. Auf längere Sicht gesehen bin ich kein Pessimist. Trotzdem täusche ich mich aber nicht darin, daß 1931 noch ein schweres Krisenjahr für uns sein wird.

Daß es bisher gelungen ist, für 5 Millionen arbeitslose Volksgenossen zu sorgen, ist eine Großtat des deutschen Volkes und der Arbeiterschaft.

Trotz großer eigener Nöte hat sie so gewaltige Opfer für die Arbeitslosen aufgebracht, und das ist eine Leistung, die in der Weltgeschichte einzig dasteht. Die Wohnungspolitik des Jahres 1931 ist hauptsächlich auch unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie wieder privates Kapital für zweitstellige Hypotheken gewonnen werden kann. Das Jahr 1931 wird dem Baugewerbe sehr viel geringere Aufträge als in den Vorjahren bringen. Die öffentlichen Bauten werden stark zurückgehen und für gewerbliche Bauten fehlt meist der Bedarf. Hinzukommt, daß auch die Hauszinssteuermittel für den Wohnungsbau stark verringert werden mußten. Hätte das Reich frei über die Hauszinssteuermittel verfügen können,

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

45. Fortsetzung.

Nur eine Karte! Wie leichthin der Mann die Worte sprach. Nur eine Karte war es freilich, aber sie bedeutete Glück, Freiheit, Wiederherstellung eines zerstörten Familienlebens! Denn sie war von Rittners Hand, kam fernher aus der Oase Biskra, brachte Glückwünsche für Hedwig und erfüllte sie zugleich. Ein aufgepreßter Stempel nannte das Hotel, wo Rittner abgestiegen war, er selbst aber meldete, daß er nach ziellosen Irrfahrten dort wirklich einen Ort gefunden habe, wo ein sonnebedürftiger Mensch das Leben ertragen könne, daß er daher noch ein paar Wochen dort zu bleiben gedenke. Nun war die Verbindung mit ihm wiederhergestellt, er war zu erreichen, konnte Zeugnis ablegen für seinen Freund, Bruno mußte frei werden aus entehrender Haft!

Welch ein Geburtstagsgeschenk, welch ein Glück. Hedwig dachte kaum noch an den Ring, an seine schwärmerische Ueberbringerin. Sie eilte die Stufen so beflügelt hinunter, wie nur jemals in ihren Mädchenjahren, sie rief auf der Straße das erste Auto heran, das ihr entgegenkam, fuhr zum Telegraphenamt und entwarf ein langes Telegramm an Herrn Rittner, Hotel Monopol, Oase Biskra in Algier.

* * *

Hedwig war auf dem Wege zum Polizeibüro gewesen. Jetzt überlegte sie, soweit ihr die bebende Freude Fähigkeit ließ, ruhig zu überlegen. Wenn ihr Mann befreit wurde, konnte sie mit ihm sprechen, ob es nötig sei, den Ring wirklich der Polizei zu übergeben. Vielleicht konnte Fräulein Wesenmeier geschont werden. Vielleicht Sie selbst war so glücklich, daß es ihr Bedürfnis war, auch andere glücklich zu sehen. Ein heller Jubel war in ihrer Seele, drängte sie vorwärts ihrem nächsten Ziele entgegen. So rasch als möglich nur jetzt Bruno von seiner Haftqual erlösen! Aber war dafür die Polizei die richtige Adresse? Schwebte nicht über der mächtigen Behörde noch der mächtigere Staatsanwalt?

Ein Ausspruch ihres Mannes fiel ihr ein: „Man muß immer gleich an die höchsten Instanzen gehen, wenn man etwas erreichen will." Das entschied. Sie hatte in der letzten, schweren Zeit häufig genug den Staatsanwalt Lüdemann erwähnen hören, um sich seines Namens genau zu erinnern. Auch seine Wohnung hatte sie durch ihren Mann erwähnen hören. Dorthin beorderte sie den Wagen, der vor dem Telegraphenamt auf sie wartete.

Sie hatte das Glück, den Staatsanwalt in seiner Wohnung zu treffen. Mit ritterlicher Liebenswürdigkeit kam er ihr entgegen, und auf seinem vollen Kindergesicht glänzte ein mildes Lächeln.

Hedwigs Hände zitterten sehr beim Vorholen der algerischen Postkarte und ebenso zitterte ihre Stimme beim Erläutern ihres Besuches und ihres Anliegens. Der Staatsanwalt nahm die Karte und griff nach einer Brille und entstellte durch sie sein Cherubsgesicht. Nachdem er die wenigen Zeilen sorgfältig durchgelesen hatte, gab er Hedwig die Karte zurück und sagte: „Das freut mich, freut mich sehr für Sie, gnädige Frau. Der Durchgänger ist also wirklich wieder aufgefunden worden. Sobald nun die nötigen Formalitäten erledigt worden sind, wird hoffentlich nichts mehr im Wege stehen, Ihren Herrn Gemahl seiner Familie zurückzugeben."

„Formalitäten?"

„Ja, — Sie dachten wohl, ihn auf diese Postkarte hin gleich mitnehmen zu können? So rasch geht es leider nicht bei uns. Vorher muß noch Verschiedenes erledigt werden. Zunächst müssen wir die Antwort auf Ihr Telegramm abwarten und wissen, ob der Herr — Rittner heißt er, nicht wahr? — in der Lage ist, die von Ihrem Herrn Gemahl gemachten Angaben über das Zusammensein der beiden am Abend des neunzehnten Februar zu bestimmten Zeit bestätigen und beschworen zu können. Ich hoffe zuversichtlich, daß er dazu imstande sein wird. Ich habe nur mit schwerem Herzen den Haftbefehl gegen Regierungsrat Düringer ausgestellt, und habe nie so recht an seine Schuld geglaubt."

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt, für Ihre Worte."

„Bitte sehr, gnädige Frau. Die eigentlichen Formalitäten fangen jedoch erst an, wenn Herr Rittner sich bereit erklärt hat, sein Zeugnis abzulegen. Er müßte dann entweder die Reise hierher machen, um an Ort und Stelle eidlich vernommen zu werden, oder es müßte kommissarische Vernehmung dort vor dem nächsten deutschen Konsulat, gleichfalls natürlich eidlich, erfolgen. Herr Rittner müßte sich selbstverständlich vor der betreffenden Behörde genau legitimieren, wozu er als Auslandreisender freilich wohl sicher imstande sein wird, weil er als solcher ohnedies einen Paß nötig hat. Alles das muß gemacht werden; allzu rasch wird sich die Sache, wie Sie sehen, also leider nicht abwickeln lassen."

„Und so lange muß mein Mann" —

„In Haft bleiben. Ja, gnädige Frau. Daran läßt sich leider nichts ändern. Ich will ihm aber gleich Mitteilung von der Auffindung seines Freundes machen lassen. Die Nachricht wird ihn hoffentlich erfreuen."

„Aber was kann ich tun, um seine Freilassung zu beschleunigen?"

„Ihrem ersten Telegramm an Herrn Rittner ein zweites folgen lassen, in dem Sie die zu erfüllenden Formalitäten, von denen ich sprach, hervorheben. Er wird sie selbst vermutlich kennen, aber gnädige Frau haben dann doch das Bewußtsein, alles getan zu haben, was in Ihren Kräften steht. Und solch ein Bewußtsein ist immer angenehm."

„Ich will es tun, ich will noch einmal zum Telegraphenamt fahren, der Wagen wartet unten. Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt."

Von Lüdemann zur Tür geleitet, ging sie rasch hinaus: Auf der Treppe kam ihr ein Herr entgegen, an dem sie vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu beachten, wenn er sie nicht gegrüßt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219310315-19/fragment/page=0001

so hätte ich mich für deren Verringerung um 80 bis 100 Millionen eingesetzt, um jene Gemeinden, die Realsteuern über dem Reichsdurchschnitt erheben, zu entlasten. Da aber eine Einigung mit den Ländern in der Realsteuerfrage wohl kaum zu erzielen sein wird, kam es zu einer schematischen Senkung der Realsteuern, die für 1931 gegenüber dem Wohnungsbau nicht ohne Bedenken ist.

Das Reich ist gewillt, für zweitstellige Hypothekenbürgschaften zu übernehmen und sie mit einem Zinsscherungsfonds zu untermauern.

Es ist zu hoffen, daß in absehbarer Zeit eine wesentliche Senkung des Zinssatzes für langfristige Anleihen eintritt, wodurch sich die Mietszuschüsse aus öffentlichen Mitteln automatisch verringern würden. Es ist in den letzten Jahren vielfach zu groß und zu teuer gebaut worden. Eine Durchschnittswohnung darf heute nicht mehr als 6500 bis 7000 Mark kosten. In der nächsten Zeit wird vorzugsweise der Bedarf an Kleinstwohnungen zu befriedigen sein.

Die Aussprache

Abg. **Graßmann** (Soz.) erklärt, die Lohnsenkung sei ein untaugliches Mittel zur Besserung der Wirtschaftskrise. Schon jetzt stehe Deutschland mit seinen Reallöhnen weit hinter den meisten Kulturländern kurz vor Polen. Nachdem die übertariflichen Löhne schon längst abgebaut seien, hätten wir jetzt schon die zweite Lohnabbauwelle beinahe hinter uns. Die Wiederbelebung der Wirtschaft könne nur erreicht werden durch eine Steigerung der Kaufkraft der Massen.

Abg. **Dr. Brauns** (Z.) führt aus, die allgemeine Wirtschaftskrise habe auch zu einer Krise der Sozialpolitik geführt. Es werde oft vergessen, daß die Arbeitslosenversicherung nicht nur eine Versicherung der Arbeitnehmer ist, sondern **auch eine Versicherung der Arbeitgeber gegen die Schwankungen der Konjunktur.** In der jetzigen Notzeit komme es vor allem darauf an, die vorhandene Arbeitsgelegenheit besser zu verteilen. Der produktiven Erwerbslosenfürsorge müßten größere Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Die Weiterberatung wird dann unterbrochen durch die in der letzten Woche zurückgestellte Abstimmung über das Gesetz zur **Entschädigung der gewerbsmäßigen Stellenvermittler.** Im Hammelsprung wird mit 166 Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten gegen 147 Stimmen der sozialdemokratische Antrag angenommen, der im Gegensatz zur Ausschußvorlage die sofortige Aufhebung aller privaten Stellenvermittlungsbetriebe gegen Entschädigung vorschreibt.

Nach einem weiter angenommenen sozialdemokratischen Antrag dürfen Stellenvermittler, soweit es sich nicht um Konzertagenten oder Vermittler von Artisten, Bühnenangehörigen, Chor-, Tanzpersonal und Mustern handelt, ihren Betrieb bis zum 30. Juni 1931 fortführen. Die dritte Beratung der Vorlage wird zurückgestellt.

Es folgt die zweite Beratung des Gesetzes zur Aenderung des Kraftfahrzeugsteuergesetzes.

Die Vorlage wird in zweiter und dritter Beratung angenommen. Angenommen werden auch Entschließungen, die sich gegen eine Verschärfung des Beimischungszwangs und für eine Senkung der Kraftfahrzeugsteuer aussprechen.

Die zweite Beratung des Haushalts des Reichsarbeitsministeriums wird dann wiederaufgenommen.

Abg. **Baltrusch** (Volksnational) wendet sich gegen übertriebene Lohn- und Gehaltssenkung. Viel zu groß sei der Anteil, der vom Verbraucherpreis auf den Verteilungsapparat entfällt.

Nach 7 Uhr wird die Weiterberatung auf Freitag, 3 Uhr, vertagt.

Groener gibt nicht nach.

Im Haushaltsausschuß des Reichstages wurde die erste Rate für den Panzerkreuzer B mit allen Stimmen gegen die Stimmen der Kommunisten bei Enthaltung der Sozialdemokraten angenommen. Von kommunistischer Seite wurde die Haltung der Sozialdemokraten zum Panzerschiffbau lebhaft kritisiert und als unehrlich bezeichnet.

Reichswehrminister Groener

wies darauf hin, daß bei der Landesverteidigung Deutschlands die Ostsee eine besondere strategische Rolle spiele. Ihre Bedeutung sei durch die unglückliche Grenzziehung im Osten noch gestiegen. Das strategische Kernstück stelle die Verteidigung Ostpreußens dar.

Der Minister erklärte unter lebhaftem Beifall, daß er bei seinen pflichtmäßigen Vorbereitungen für die Landesverteidigung alles tun werde, um den Schutz Ostpreußens zu gewährleisten. Er schloß mit der Erklärung, daß er mit dieser einmal in Angriff genommenen Marinepolitik stehe und falle, und daß es ein Zurück für ihn nicht gebe.

Aufhebung der Münchner Gesandtschaften

Der angebliche Ratschlag Brünings.

Nachdem jetzt endgültig beschlossen ist, die Münchener Reichsvertretung und die preußische Gesandtschaft aufzuheben, schreibt die „Bayerische Volkspartei-Korrespondenz": Man hätte erwarten müssen, daß die preußische Zentrumspartei Verständnis für die Zweckmäßigkeit wenigstens der Erhaltung der preußischen Gesandtschaft in München an den Tag legen würde. Die Erwartungen in dieser Angelegenheit haben sich aber nicht erfüllt.

Pressemeldungen aus Berlin lassen erkennen, daß das preußische Zentrum in seiner Entscheidung wohl wankend gewesen sei, daß es sich schließlich aber für die endgültige Aufhebung entschlossen habe, und zwar dank des Ratschlages des Reichskanzlers Dr. Brüning, der sich sehr lebhaft für die Aufhebung der Gesandtschaft in München eingesetzt haben soll.

Es sei unmöglich anzunehmen, daß der Chef der Reichsregierung Ratschläge für die preußische Landespolitik erteile, die keinen politischen Charakter besitzen und die sich nur auf unwichtige fiskalische Maßnahmen Preußens beziehen. Durch dieses Eingreifen des Reiches habe der ganze Fall erst richtig eine Färbung erhalten, die in Bayern gerade im gegenwärtigen Augenblick schmerzlich und peinlich empfunden werden müsse, gerate doch der Reichskanzler Brüning dadurch neuerdings in den Verdacht, daß er für föderalistische Staatsauffassung, an der Bayern nicht nur aus Tradition, sondern auch um der deutschen Zukunft willen festhalte, nicht viel übrig habe.

Preußens Stellungnahme.

Hierzu schreibt der Amtliche Preußische Pressedienst: Die „Bayerische Staatszeitung" führt die ablehnende Haltung der Zentrumsfraktion des Preußischen Landtags zu einem eventuellen Antrag, die preußische Gesandtschaft in München wieder in den Haushaltsplan einzusetzen, auf Einflüsse des Herrn Reichskanzlers zurück. Es sei nicht zu verwundern, wenn die Haltung des Reichskanzlers als eine Unfreundlichkeit gegen Bayern aufgefaßt werde.

In der Tat aber ist Reichskanzler Dr. Brüning mit der Angelegenheit der Wiedereinstellung des umstrittenen Etatpostens in den Haushaltsplan gar nicht befaßt worden. Er hat sich in keiner Weise in dem Sinne verwandt oder gar einen politischen Druck ausgeübt, wie es in der Münchener Presse behauptet wird. Es ist völlig klar, daß hier kein „unfreundlicher Akt" gegen Bayern begangen werden soll. Die Aufhebung der Münchener Gesandtschaft Preußens stellt vielmehr ausschließlich eine reine Sparsamkeitsmaßnahme dar.

Angesichts der in der Gesamtwirtschaftslage und insbesondere in dem Rückgang der Reichssteuerüberweisungen begründeten Schwierigkeit, den preußischen Etat restlos zu balancieren, muß unbedingt jede irgendwie nur entbehrliche Ausgabe vermieden werden. Die Beziehungen zwischen Preußen und Bayern werden durch die Aufhebung der preußischen Gesandtschaft in München ebensowenig berührt, wie die Beziehungen zwischen Reich und Bayern durch die Aufhebung der Reichsgesandtschaft in München.

Abg. Hermann Müller-Franken,
der ehemalige Reichskanzler, liegt in besorgniserregendem Zustand darnieder. Bei dem wieder zum Ausbruch gekommenen Leiden handelt es sich um eine vollständige Vereiterung des Gallenweges.

Hermann Müller, einer der führenden Männer der Sozialdemokratie, ist zweimal für die deutsche Politik verantwortlich gewesen. Vom März bis Juni 1920 und dann nach der Reichstagswahl im Mai 1928 bis zum Frühjahr 1930. Einem Reichskabinett als Minister gehörte er erstmals 1919 an. Damals unterstand ihm das Ministerium des Auswärtigen, als dessen Leiter er im Juni 1919 mit Dr. Bell den schweren Gang nach Versailles antrat, um dort den Versailler Vertrag zu unterzeichnen.

Hermann Müller wurde am 18. Mai 1876 in Mannheim geboren, wo sein Vater eine kleine Brauerei besaß. Er besuchte das Gymnasium, beendete dann aber vorzeitig den Schulbesuch und wandte sich dem Kaufmannsberufe zu.

Parteipolitisch war Hermann Müller bereits im Alter von 17 Jahren tätig. 1898 trat er in die Redaktion einer sozialdemokratischen Zeitung in Breslau ein. 1906 wurde er auf Betreiben Bebels in den Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei nach Berlin berufen. 1916 erlangte Hermann Müller erstmals ein Reichstagsmandat; 1919 übernahm er dann mit Wels den Vorsitz der Sozialdemokratischen Partei und im gleichen Jahre auch den Vorsitz der Reichstagsfraktion. Im Juni 1919 wurde Hermann Müller Reichsminister des Auswärtigen; ein Jahr darauf bildete er sein erstes Reichskabinett.

Ganz Deutschland im Schnee.

Starke Verkehrsstörungen. — Reichswehr macht Züge frei.

Das starke Schneetreiben in ganz Deutschland, das sich häufig zu regelrechten Schneestürmen gesteigert hatte und mit kurzen Unterbrechungen seit Donnerstag andauert, behindert besonders in den Großstädten den Verkehr außerordentlich. Die umfassenden Maßnahmen der Stadt Berlin haben es ermöglicht, daß der Verkehr, wenn auch mit Verzögerung, doch ohne größere Stockungen vor sich geht.

Die über 370 Schneepflüge arbeiten ununterbrochen. Das Stammpersonal der Straßenreinigung von etwa 3000 Mann ist durch fast ebensoviel eingestellte Erwerbslose verstärkt worden, die sämtlich mit Ueberstunden arbeiten.

Die Kosten des letzten Vormittags für die Schneebeseitigung betrugen allein 38 000 Mark.

Der Vorortverkehr und der Verkehr auf der Stadt- und Ringbahn wurde besonders dadurch behindert, daß viele Weichen wenige Minuten, nachdem sie freigemacht worden waren, bereits wieder vollgeschneit und verstopft waren. Die Fernzüge haben Verspätungen bis zu 36 Minuten erlitten, der Güterverkehr bis zu eineinhalb Stunden.

Aus München und Augsburg

werden starke Schneeverwehungen gemeldet, die besonders den Eisenbahnverkehr behinderten und stellenweise zum Erliegen brachten. Verschiedene leichtere Unfälle durch Entgleisungen, Auffahren usw. haben sich ereignet, jedoch bei den herabgesetzten Geschwindigkeiten zu keinen schweren Folgen geführt.

Auf der Strecke Augsburg—Buchloe und der Strecke Donauwörth—Augsburg wurden je 150 Mann der Schutzpolizei und Reichswehr eingesetzt, die gegen Morgen die über Nacht eingeschneiten Strecken wieder befahrbar machten.

Im südlichen Schwarzwald

haben die großen Schneemassen im Wehra-Tal das Herniedergehen mehrerer Lawinen zur Folge gehabt. An einer Stelle wurde die Poststraße in einer Breite von 30 Metern mit einer zwei bis drei Meter hohen Schneeschicht verschüttet. Verschiedene Kraftwagen, darunter auch der Postwagen, konnten erst nach Eintreffen von Arbeiterkolonnen mühsam ihren Weg fortsetzen.

Im Harzgebiet

haben die Schneestürme, die bis zu etwa 35 Zentimeter Neuschnee brachten, besonders verheerend dadurch gewirkt, daß infolge des Sturmes der Schnee sehr verweht wurde und zum Teil mehrere Meter hohe Dünen bildet. Die Straßen sind gegenwärtig vollkommen gesperrt. Der Kraftpost- und Zugverkehr ist fast überall völlig eingestellt. Aehnliche Meldungen laufen auch

von der „Wasserkante"

ein. Auf der Unterelbe stießen nahe dem Pagensand im dichten Schneetreiben die deutschen Dampfer „Luna" und „Hans" zusammen. Der Dampfer „Luna" konnte seine Reise mit eigener Kraft fortsetzen und hat zur Reparatur das Stülcken-Dock in Hamburg aufgesucht. Der Dampfer „Hans" befindet sich noch an der Unfallstelle.

In Bremen

wurde besonders das Stadtinnere in Mitleidenschaft ge-

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

46. Fortsetzung.

Hedwig erkannte mit einem Gefühl des Unbehagens den Polizeikommissar Brennert. Sie erwiderte zuerst seinen Gruß nur stumm, ein paar Stufen tiefer aber wandte sie sich zurück und sagte: „Herr Kommissar, ich habe heute eine Karte von Herrn Rittner bekommen und kenne nun seinen Aufenthaltsort. Ich habe die nötigen Schritte schon getan, daß mein Mann durch ihn von einem unwürdigen, auf ihn geworfenen Verdachte befreit wird." Stolz und Unwillen gegen den vermeintlichen Zerstörer ihres Glückes bebten in ihrer hellen, erhobenen Stimme.

Brennert aber nahm ihre Mitteilung mit ungekünstelter und unverhohlener Freude auf.

„Das ist ja schön, gnädige Frau, da gratuliere ich von Herzen. Wahrhaftig, das freut mich."

„Sie freuen sich darüber — Sie?"

„Warum nicht? Halten auch Sie den Polizeibeamten für einen Menschen, dem es Freude macht, Unheil zu stiften? Es wird unsereinem häufig schwer genug, seine Pflicht zu tun. Ihren Herrn Gemahl bald befreit zu sehen, würde mich aufrichtig freuen, und vielleicht wäre auch ohne die heutige Nachricht" — Er brach ab und fügte mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu: „Nun, es ist jedenfalls einfacher so. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau."

Sein Lächeln und seine halb nur ausgesprochenen Worte beschäftigten Hedwig noch einen Augenblick. Hatten sie nicht geklungen, als wenn er hätte sagen wollen: „Vielleicht wäre auch ohne die heutige Nachricht Ihr Herr Gemahl frei geworden?" Es war möglich. Aber was halfen ihr Vermutungen? Sie wollte Gewißheit, und so rasch als tunlich.

Sie fuhr den Weg zum Telegraphenamt zurück, überlegte sich im Fahren schon die deutlichste einfachste Form der Depesche an Rittner und sandte diese zweite hinter der ersten her. In kurzen Zwischenräumen mußten beide zu ihm gelangen.

Den Wagen schickte sie jetzt fort und ging langsam durch die frische Frühlingsluft nach Hause.

Die Dämmerung war schon gekommen und hatte feine, blaue Dünste mitgebracht, in denen die festen Formen verschwammen.

Hedwig war es, als hätte sich auch über die leuchtende Welt ihrer Freude solch ein Schleier gebreitet, unter dem der Glanz erblaßte. Sie hatte so sicher gehofft, Ellis immer wachsende ungeduldige Sehnsucht nach dem Vater heute mit den Worten beschwichtigen zu können: „Er kommt — morgen, übermorgen kommt er zu uns zurück."

Und hinter der Sehnsucht des Kindes verbarg sich bei ihr die eigene, größere, heißere. Der Frühlingsatem, der hoffnungsvoll aus der Erde hervorströmte, nährte, verstärkte sie, machte sie bedrängend groß und ließ die einsame Frau vor sich selbst erröten in dieser milden Dämmerung.

So betrat sie die Wohnung, und von des Kindes Lippen kam die gewohnte Frage:

„Hat Vater geschrieben? Kommt er noch immer nicht?" Hedwig konnte sich nicht entschließen, auch heute die gewohnte Antwort zu geben.

„Er wird kommen," sagte sie, „bald wird er kommen."

Und nun jubelte das Kind laut heraus über die Nachricht und begann einen Freudentanz.

Hedwig war es gewohnt geworden, wenig zu schlafen, und so war es auch in dieser Nacht. Aber neben dem Kummer, der so manche Stunde neben ihrem Lager mit ihr gewacht hatte, stand nun die lächelnde Hoffnung. Sie verhieß, malte freudvolle Bilder, mahnte leise zur Geduld.

In den Morgenschlaf hinein, der Hedwig endlich doch überfallen hatte, tönte der helle Ton der elektrischen Glocke. Sie fuhr empor, wagte kaum zu glauben, daß die Antwort auf ihr Telegramm schon eingetroffen sei, und hoffte doch darauf mit laut klopfendem Herzen.

Und wirklich, es kam ein Telegramm. Und es war aus Biskra, von Rittner unterzeichnet, und brachte die Befreiungsbotschaft in den wenigen Worten:

„Ist ja ein Skandal: Kann alles beschwören. Komme sofort."

Er kam, er brachte das Opfer, aus dem Sonnenlande zurückzukommen in Deutschlands trügerischen Frühling! Er wollte den Eid leisten, der für ihren Mann Entlastung, Unschuld, Freiheit bedeutete. Nun wandelte sich die Hoffnung bald in Gewißheit und Glück!

Ellt war mit nackten Füßen aus dem Bett gesprungen, drängte sich an Hedwig.

„Du weinst ja, Mutter — ist Vater krank?"

„Nein, Elli, nein, ich weine vor Freude. Nun kommt er wirklich."

„Wann denn, wann? Kommt er heute?"

„Nein, heute noch nicht. Aber bald — in einer Woche vielleicht."

„Eine Woche noch? Eine ganze lange, lange, lange Woche?"

„Vielleicht auch ein wenig schneller, vielleicht, ich weiß es nicht genau."

„Das ist aber noch furchtbar lange, Mutter. Da müssen wir uns was Wunderschönes ausdenken für den Tag, wenn er kommt."

Mit ihren Plänen für dies „Wunderschöne" verkürzte Elli der Mutter ein wenig die folgenden Tage des immer noch schweren Wartens.

Dann kam auch ein zweites Telegramm von Rittner, das aus Paris war, von seiner dortigen Ankunft berichtete und meldete, daß er am nächsten Vormittag nach Deutschland abreisen wolle. Jetzt konnte Hedwig ausrechnen, wann er kommen mußte. Sie vergrub sich ins Kursbuch, studierte jeden einzelnen Zug und fand heraus, daß Rittner spät in der Nacht erst eintreffen konnte. Bis zum nächsten Morgen mußte sie sich gedulden, aber dieser kommende Tag mußte die Freiheit bringen für ihren Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219310315-19/fragment/page=0002

zogen, jedoch konnte, da die Straßenreinigung noch in der Nacht alarmiert wurde, wenigstens in den Hauptstraßen ein verkehrsmöglicher Zustand hergestellt werden. Mehr als 500 Arbeiter sind mit dem Schneeräumen beschäftigt. Man will im Laufe des Tages bis etwa 200 Gespanne zum Einsatz bringen.

In Niederschlesien

gestaltete sich die Verkehrslage auf einzelnen Landstraßen derart gefährlich, daß die Polizei, die einen besonderen Dienst eingerichtet hat, den Verkehr auch für Privatfuhrwerke sperrte, nachdem der Postautoverkehr bereits eingestellt war.

Sonntagsgedanken.

Selten hat eine Zeit die Menschen so die Achtung vor dem Brot gelehrt wie unsere Notzeit. Millionen unserer Volksgenossen in den besten Jahren ihrer Schaffenskraft sind zur Untätigkeit verdammt und fristen ihr Leben mit den Mitteln, die ihnen aus dem Ertrage der Arbeit derer zukommen, die noch nicht aus dem Produktionsprozeß unserer Wirtschaft ausscheiden mußten. Aber auch diese fühlen mit jedem Tage wie der Boden ihrer Existenz schwankt, und das, was sie noch haben, reicht gerade aus, um unter Entbehrungen und äußerster Einrichtung hindurchzukommen. Not lehrt beten, aber unter allen Gebeten haben wir wieder die vierte Bitte unseres Vaterunsers recht begreifen gelernt: „Unser täglich Brot gib uns heute!" Unsere heutige Sonntagsgeschichte berichtet von einer der letzten Großtaten des Heilandes, wenige Wochen vor seinem Leiden und Sterben. Als er mit seinen Jüngern auf einen Berg hinaufging, zog ihm viel Volk nach, um Zeichen zu sehen und seine Worte zu hören. Der Abend brach herein, und die Menge, die sich um ihn geschart, hatte nichts zu essen. Es waren aber fünf Gerstenbrote und zwei Fische vorhanden, die nahm Jesus und speiste damit alle, die versammelt waren, fünftausend an der Zahl. Sie wurden alle satt.

Das ist die Geschichte, wie sie uns der Evangelist erzählt, in ihrer Einfachheit und Klarheit, aber auch in ihrer ganzen Schönheit und tiefen Bedeutung. Gewiß, der Heiland tut in dieser Geschichte eines seiner größten Zeichen, aber nicht auf dieses Zeichen allein kommt es an, sondern vor allem auf die Symbolik, die in dem Inhalt dieses Zeichens begründet liegt. Jesus, der Heiland der Welt, spendet seinen Jüngern und all denen, die ihm nachfolgen, Brot. Durch diese Tat hat er für alle Zeiten ein leuchtendes Beispiel gegeben und zugleich einen festen Anker der Hoffnung und des Glaubens errichtet. Ein Beispiel für diejenigen, die noch der Mittel genug haben, um nach ihren Kräften die Not lindern zu helfen, aber auch für diejenigen, die in der höchsten Not nicht mehr ein noch aus wissen.

Aber noch eines sollten wir niemals vergessen, daß der Heiland nicht nur der Spender unserer leiblichen Nahrung, sondern auch vor allem der Speise ist, deren unsere Seele zu ihrem Gedeihen bedarf. Er allein verleiht uns die Kräfte, die uns befähigen, durchzuhalten auch in schwerer Zeit, nicht unterzutauchen in den Strudeln der Verzweiflung und Mutlosigkeit oder, was noch weit schlimmer ist, jener entsetzlichen Gleichgültigkeit.

Ungezogenheiten des Tages.

Es gibt so allerlei Ungezogenheiten des Tages, über die man sich ärgern muß. Zumeist sind es vielleicht nur Kleinigkeiten, die nicht der Rede wert sind. Aber sie bringen uns doch in Harnisch, weil sie durch unsere lieben Mitmenschen verursacht werden, sei es aus Dummheit oder aus Rücksichtslosigkeit. Das letztere trifft man noch häufiger an, denn man kann schlechthin keinen kultivierten Menschen für so dumm halten, daß er Elementares nicht begreift oder wissen will. Wir glauben, von anderen Leuten das Maß an Artigkeit verlangen zu können, das wir von uns selbst gewohnt sind, schlagen aber mit dieser Annahme aus zwei Gründen fehl. Erstens, weil wir selbst nicht immer so artig sind, wie wir glauben und die Fehler nur am Nächsten, nicht aber bei uns selbst sehen, und zweitens, weil es nun eben Menschen gibt, die sich ihren „Knigge" gewissermaßen selbst machen, unbekümmert um die Meinung anderer Leute. Warum zum Beispiel setzt eine Frau ihren Hund auf jenen freien Platz in der Bahn, auf den sich fünf Minuten später ein Fahrgast hinsetzen soll? Warum darf das Kind unseres Besuchers mit seinen Beinen über das Sofa laufen, auf das wir uns selbst nur an besonderen Tagen setzen? Warum darf ein Herr mit ausgemachter Boshaftigkeit seinen Zigarrenrauch unentwegt in das Antlitz einer Dame pusten? Warum drängelt sich ein anderer vor unseren Platz am Postschalter? Das alles sind so Dinge, die wir tagtäglich rügen und nie begreifen wollen. In den Eisen- und Straßenbahnen lesen wir ausnahmslos die schöne Anschrift: „Nimm Rücksicht auf andere!" Es wird wohl gelesen, täglich, stündlich, zu jeder Tag- und Nachtzeit, aber die Grenzen dieser Rücksichtnahme sind eben bei jedem einzelnen verschieden. Es gibt alltäglich tausend Dinge, über die wir uns ärgern. Es gibt nur einen Ausweg, in dieses Dilemma einzubrechen: „Sei gegen andere so rücksichtsvoll, wie gegen dich selbst!"

G.—

Reformbestrebungen in den Männergesangvereinen

Sängerfeste auf dem Lande — Statt Kommerse — gemeinsame Aussprachen.

Wir entnehmen einer Betrachtung aus der Deutschen Sängerbundeszeitung folgende Einzelheiten: Der Schwerpunkt der Liedpflege liegt in den mittleren und kleinen Vereinen. Sie stellen, zusammengefaßt, die ebenso wichtige, wenn nicht wichtigere Menge der Männergesangsvereine dar. Lassen wir ruhig Spitzenvereine und gemeinsame Leistungen als Vorbilder und Ansehungsverwalter des deutschen Männergesanges gelten, die zahlenmäßig und auf den einzelnen gerichtete bedeutsame Einwirkung zumal in den kleineren und verstreuten Orten bedarf einer bewußten und richtungweisenden, tiefverankerten Angliederung an die im DSB. lebenden Ziele. Wenn sich die Gau- und Verbandsleitung hier ein Arbeitsfeld erkiest, tut sie ein verdienstliches Werk. Es ist nicht immer mit Freude verbunden. Aber im ganzen kann man doch mit Befriedigung feststellen, daß Anregungen gern gehört und befolgt werden. Man verlasse sich nur nicht auf die meist allein betriebene und für wirksam gehaltene Einwirkung des gedruckten Wortes. Es wird gelesen (oder auch nicht) und vergessen. Persönliche Unterhaltung und Anregung, immer wiederholt und nach im Vertreterkreise gefaßten Beschlüssen ausgeführt, tut es allein. Aber planmäßig! Man wolle nicht alles auf einmal erreichen.

Sehr angenehm sticht da die Absicht der Verbandsleitung der Niedersächsischen Männergesangvereine ins Auge, die den Hebel künftig an zwei Punkten ansetzen will. Die Sängerfeste an kleinen Orten stehen vielfach noch unter der praktisch und ästhetisch nicht zu rechtfertigenden Beimischung von jahrmarktsähnlichen Begleiterscheinungen, die der Sängerveranstaltung Eigenart und Würde rauben. Sie vom Festplatz zu trennen oder doch wenigstens solange auszuschalten, wie die Sängerleistung währt, ist notwendig, aber schwer zu erreichen. Es soll mit aller Ernsthaftigkeit verfolgt werden. Das andere betrifft die sich wieder regende Lust und Tatsache vom Wettsingen. Man wendet ein, daß solche Unternehmen gerade jetzt dem schwindenden Interesse am Männergesang nützen können. Unfriede und Herabdrückung der im Männergesang verwurzelten sittlichen und geistigen Werte fallen manchem gegenüber dem Sensationsbedürfnis und dem Erwerb vernickelter Blechtöpfe, die so schön im Vereinsschrank hinter Glas prunken, nicht ins Gewicht. Man ist entschlossen, gegenüber den sich auf stumpfer Verständnislosigkeit des edlen Sängertums Beharrenden bestimmt Stellung zu nehmen.

Demgegenüber fällt es dem Beobachter umso freundlicher auf, wenn der Konzertgedanke oft stark beschränkt oder ganz fallen gelassen wird. Man hört und erfährt, daß in kleinen Vereinigungen der Singbetrieb auf der Grundlage musikalischen Erlebens vielfach neue Form annimmt. Ich kenne einen Chormeister, der es versteht, mit den Sängern und gar mit oft hinzutretenden Sängerinnen trotz aller fröhlich betriebenen technischen Entwicklung den Gesang so in den Mittelpunkt gemeinsamen geistigen und musikalischen Auftriebes zu stellen, daß sogar der Zustand der Gemeinde daran an einträchtigem Wollen Vorteil hat. Das eine oder andere aus solchem Beginnen konnte schon hier oder da Segen bereiten. Wie sagt doch Löbmann? „Singen heißt fröhlich sein". Es gibt wirklich noch Menschen, die dabei nicht an Alkohol denken.

Die Vereinigten Norddeutschen Liedertafeln und der Verband Niedersächsischer Männergesangvereine haben beide auch die Sängerrunden zu reformieren begonnen. Statt der sonst üblichen Kommerse mit überwundenem Unterhaltungsallotria haben anregende und die Sängersache betreffende Vorträge und Aussprachen bei freier Beteiligung oder Anwesenheit von Abordnungen aus den Vereinen Geltung erlangt, die Fühlung bringen und den Blick weiten.

Freude am Sparen.

Vor kurzem hat der Reichsfinanzminister im Zusammenhang mit der Erhöhung der Freigrenze bei der Vermögenssteuer den Satz geprägt: „Wir wollen den kleinen Leuten wieder die Freude am Sparen geben". Freude am Sparen zu schaffen ist bei der heutigen schwierigen Wirtschaft notwendiger, freilich auch schwieriger denn je. Es ist daher nur zu begrüßen, wenn auch die obersten Regierungsbehörden einer verstärkten Sparförderung ihr Augenmerk zuwenden. Das Ausland geht nach dieser Richtung mit gutem Beispiel voran. Als Anfang Januar in England die erste Milliarde der „Nationalen Sparkassenscheine" überschritten wurde, benutzte der Prinz of Wales die Gelegenheit, um in längeren Ausführungen die Bedeutung dieses Sparerfolges gebührend zu unterstreichen. Er hob hervor, daß die gewaltige Summe aus kleinsten Beträgen, teilweise durch Zeichnung von Pfennigbeträgen zusammengeflossen sei und daß mit dem Sparbetrag die gesamte englische öffentliche Schuld der Vorkriegszeit hätte abgedeckt werden können. Anläßlich des letzten Weltspartages feierte in Italien Mussolini die Ziele und Erfolge der Spartätigkeit. Daß Amerika in der systematischen Unterrichtung der Oeffentlichkeit und der Schulen über die Vorteile einer planmäßigen Wirtschaftsführung sehr rege ist und hierbei die Unterstützung seiner Behörden findet, ist bekannt.

Da Sparen nun einmal in Deutschland mit den Sparkassen auf das Engste verbunden ist, dürfte in diesem Zusammenhang eine Pressestimme über die Bedeutung der Sparkassen von Bedeutung sein. In einer großen westdeutschen Zeitung war vor einiger Zeit zu lesen:

„Die Stellung der Sparkassen in der Volkswirtschaft des Landes ist von Jahr zu Jahr in der Nachkriegszeit, als die Kapitalbasis der Wirtschaft erheblich verengt war, mit einer Stetigkeit gestiegen, daß der in produktive Kanäle wieder ausfließende Inhalt ihrer Sammelbecken von kleinen und kleinsten Ersparnissen zu einer immer mehr sich ausweitenden Belebung und Stützung der Privatwirtschaft, vor allem der mittelständischen, also vornehmlich von Kleingewerbe und Handwerk und Landwirtschaft, beigetragen hat."

Vor Jahresfrist hat der Preußische Wohlfahrtsminister die sehr verdienstvolle Hilfe der Sparkassen für den Wohnungsbau hervorgehoben und erklärt, daß sie hierbei bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gegangen sind. In der gleichen Landtagssitzung wurde von anderer Seite gesagt: „Die Förderung des Wohnungsbaues in den letzten Jahren wird ein Ruhmesblatt der Geschichte der deutschen Sparkassen bleiben. Diese Urteile über die Verwendung der Spargelder sind angetan, bei jedem wirtschaftlich Denkenden die Freude am Sparen zu erhöhen.

Neue Zeitschriften und Bücher.

„Die Gartenlaube" Heft 10.

Küchen-Latein und Küchen-Deutsch. Jeder Beruf bildet sich seine Sprache. Aber mancher Philologe, der jedem Wort seinen althochdeutschen, mittelhochdeutschen, lateinischen und keltischen Stamm nachweisen kann, steht ratlos vor den Aeußerungen seiner Küchenfee. Lesen Sie einmal den interessanten Aufsatz im Heft 10 der „Gartenlaube" und Sie werden sich wirklich wundern, was es alles für Spezialausdrücke in der Kochkunst gibt. — Daß der beste Diener des Hauses die Elektrizität ist, das werden Sie sicher auch schon gewußt haben. Aber wie bequem man es sich machen kann, wenn man die Elektrizität richtig auszunutzen versteht, das zeigt Ihnen der Aufsatz „Das elektrische Haus". Außerdem ist die „Gartenlaube" wie immer vielseitig und fesselnd.

Sven Hedin spricht — zu diesem hervorragenden Ereignis beim mitteldeutschen Sender erscheint ein ausführlicher und reich bebilderter Leitartikel im neuesten Heft der Mirageitung. Weitere erläuternde Aufsätze bringt das gleiche Heft zur „Anton-Bruckner-Stunde, zum Hörspiel „Das Land im Rücken", zum Vortrag „Reise nach Sardinien" und zu manch anderen Darbietungen der laufenden Funkwoche. Besonderes Interesse verdient die Veröffentlichung des ersten Ergebnisses der neuen Mirag-Ausschreibung „Das Schönste der Woche". Das reich illustrierte Heft kostet nur RM. 0.35 und ist durch jeden Buch- und Zeitschriftenhändler, das Ortspostamt bezw. den Miragverlag zu beziehen.

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

47. Fortsetzung.

Als der Morgen heraufstieg, gab er ein wenig festtägliches Licht. Es kam nur langsam, wollte nicht wachsen, zeigte dann, als es doch allmählich erstarkt war, eine häßliche Welt. Ein aus dicken Regentropfen und Schneeflocken gewirkter Schleier sank durch die Luft herab und legte sich in feuchten, rasch angeschmutzten Ballen auf den Boden. Aber für Hedwig war das alles wie heller Sonnenschein. Denn der graue Morgen hatte ihr eine Postkarte gebracht, von Rittner eilig unmittelbar nach seiner Ankunft im Hotel geschrieben, die seinen Besuch auf 10 Uhr anmeldete. So war er denn wirklich gekommen, der Befreier und Helfer!

Immerhin mußten noch zwei Stunden bis dahin vergehen, und sie schlichen langsam genug. Hedwig vermochte nicht still sitzenzubleiben; sie wanderte rastlos aus einem Zimmer in die anderen, die sie alle hatte erwärmen lassen, und jedesmal, wenn sie das Knistern des Ofenfeuers im Zimmer ihres Mannes hörte, klang es ihr wie ein Willkommensgruß für den zurückerwarteten Herrn des Hauses.

Ein Gedanke beunruhigte sie noch bei diesem ungeduldigen, hoffnungsvollen Umherwandern. Er war zurückgedrängt worden durch die Aussicht auf Rittners Kommen und ganz erstorben für ein paar Tage, dann aber wieder langsam erwacht. Es war die Erinnerung an den Fund in dem alten Sekretär und, mit ihr verbunden, die Frage, ob sie Rittner von diesem Fund etwas erzählen sollte.

Sie erwog, zweifelte, bejahte und verneinte, doch war das Bedürfnis, endlich einmal die ganze Last von ihrem Herzen zu wälzen, an diesem Tage so stark, ihre Lebensenergie durch die neue Hoffnung so frisch geworden, daß eine Bejahung das Ergebnis ihres Ueberlegens war. „Ich will es ihm sagen," murmelte sie und nickte bestätigend.

Eine Minute fehlte noch an 10 Uhr, als Rittner kam. Er legte nicht ab im Korridor, sondern trat ein, wie er war, in einen weiten Pelz gehüllt, unter dem eine kurze Pelzjacke hervorschaute, wenn er ihn öffnete, mit einem dicken, weißen Schal um den Hals.

Hedwig ging ihm entgegen, streckte beide Hände zu bewegter Begrüßung nach ihm aus.

„Also wirklich sind Sie gekommen, Herr Rittner, ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar —"

„Keine Ursache, gnädige Frau. Nur verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Ich wäre doch ein Lump, wenn ich das nicht für meinen Freund getan hätte. Bruno ist ja mein ältester, eigentlich einziger Freund, soweit ich Egoistentier der Freundschaft fähig bin. Den kann ich nicht in solcher Patsche sitzen lassen. Und nun sagen Sie mir, erzählen Sie mir! Sind hier in dieser ehrenwerten Stadt Gericht und Polizei denn ganz verrückt geworden?"

„Sie sollen alles hören; kommen Sie her und setzen Sie sich. Aber wollen Sie nicht Ihren Pelz ablegen?"

„Das ist eine Frage, die geprüft sein will. Darf ich wissen, wieviel Grad Sie hier im Zimmer haben?"

Hedwig mußte lachen — es tat ihr so wohl! Sie ging zum Thermometer und meldete:

„Wir haben fünfzehn Grad Reaumur."

„Nun so will ich es wagen. Ein Katarrh ist mir ohnedies bombensicher; ich fühle ihn bereits. Dies Deutschland ist und bleibt ein abominabeles Land im Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Aber ich will mich nicht etwa verherrlichen, weil ich gekommen bin. Ich habe das gute Bewußtsein: wenn ich hier als Eiszapfen ende, bin ich wenigstens für einen guten Zweck erfroren. Und nun, bitte, los!"

Hedwig hatte noch die Tür zum nebenan gelegenen Salon verschlossen, um es wärmer und ungestörter zu haben; jetzt nahm sie Rittner gegenüber Platz, der in seiner kurzen Pelzjacke wie ein bleichsüchtiger Eskimo dasaß.

Hedwig erzählte. Sie sprach zuerst von ihrer eigenen, durch ihren Mann abgeleugneten Begegnung mit ihm vor dem Hause der Schauspielerin, vom Zusammentreffen des Fräuleins Hegewisch mit ihm an derselben Stelle, von der Aussage der Jungfer, die den Regierungsrat auf der Treppe des Hauses kurz nach der Ermordung der Schauspielerin gesehen haben wollte — hier aber unterbrach sie Rittner bereits mit seiner temperamentvollen Lebhaftigkeit:

„Und daraufhin haben sie den armen Kerl verhaftet? Es ist ja schauderhaft! Und wenn er hundertmal vor dem Hause spazieren gegangen wäre, und wenn zehn dumme Gänse von Frauenzimmern — pardon, gnädige Frau, ich spreche von der Jungfer — ihn auf zehn Treppen gesehen haben wollten, ich würde doch immer sagen: Er hat es nicht getan. Ich kenne Bruno, und Sie kennen ihn auch. Er begeht kein gemeines Verbrechen."

„Ihr festes Vertrauen tut mir so wohl. Wenn Sie mir zur Seite gewesen wären, vielleicht hätten Sie mir mit ein paar Worten die Zweifel an ihm vom Herzen geredet, unter denen ich so sehr gelitten habe und" — sie stockte momentan, fügte dann aber mutig hinzu — „deren ich mich nun so sehr schäme."

„Daran tun Sie recht, gnädige Frau. Schämen Sie sich nur gehörig. Und ich hoffe, Sie darin bestärken zu können, indem ich Ihnen und auch den Herrn vom Gericht beweise, daß Bruno nicht geheuchelt haben kann. Sagen Sie mir vor allem genau, wann diese berüchtigte Jungfer ihn auf der Treppe gesehen haben will."

„Unmittelbar nach halb neun Uhr soll es gewesen sein."

„Die Person dürften wir wegen Meineids belangen können — wenn sie nämlich bereits geschworen hätte, was ich ihr wünschen möchte. Denn von ein Viertel nach acht Uhr bis drei Viertel auf neun Uhr bin ich mit Bruno spazieren gegangen. Ich traf ihn — allerdings nicht weit von der Kurfürstenstraße — in den Anlagen, und er hat mich beinahe bis zu meiner Pension begleitet. Ich weiß die Zeiten genau; denn ich wollte ja denselben Abend noch abreisen und hatte gerade, bevor ich Bruno traf, meine Taschenuhr nach der beleuchteten Uhr am Rathause gestellt — man sieht sie ja von den Anlagen aus. Er war also zu der Zeit, in der man ihn dort im Hause gesehen haben will, bestimmt in meiner Gesellschaft. Ich hoffe, diese Feststellung wird auch den Wächtern des Gesetzes genügen."

„Das doch wohl sicher."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219310315-19/fragment/page=0003

Die Frau und ihre Welt

Die Zwangsjacke.

Von
Elsa Maria Bud.

(Nachdruck verboten.)

„Nie wieder!" haben wir gesagt. „Nie wieder beugen wir uns dem Zwange und dieser Einengung unserer menschlichen Freiheit!" Wir sind dem Manne gleichwertig geboren; wir haben genug Rückgrat und genug eigene Kraft, aufrecht durchs Leben zu gehen. Würde es jemals dem Manne eingefallen sein, sich so durch Sitte und Gewohnheit von seinem selbstverständlichen Gefühl der Sicherheit abbringen zu lassen? Er ist ohne die Zwangsjacke ausgekommen; er wußte jederzeit, daß ein ungehemmter Mensch am meisten taugt, und daß die beste Haltung einem Freien gehört, nicht einem Gebundenen! Wir haben uns durch Jahrhunderte in den Druck und die Zusammenschnürung gefügt; unser Edelstes litt darunter, ohne daß wir ernsthaft Gegenwehr versucht hätten! Während der Mann ungezwungen seiner Natur folgte und mit der leichteren Beweglichkeit schneller an guten Plätzen des Lebens war, ließen wir uns quälen und künstlich verkleinern und einsperren! Unser Atem wurde verkürzt, unser natürlicher Schwung gelähmt. Schließlich hatten wir die Form, die man uns aufzwang. Wer noch eigenwillig versucht hatte, ohne die Zwangsjacke zu leben, der wurde liebterlich genannt, oder emanzipiert, oder plump. Auch von Frauen, ja, von ihnen besonders.

Bis zu einem Zeitpunkt, als die ganze Welt aus der Verpackung der Zivilisation gerollt war und es sich zeigte, daß hinter der feinen Einwickelei eine recht mangelhafte Ordnung zu finden war — auch der Frauenaufruhr losbrach. Da nahmen wir unter anderem die allzu geduldig ertragene Zwangsjacke, da warfen wir sie weg — wir endlich Befreiten, mit dem Rufe: „Nie wieder!" — ihn das Korett verschwand.

Hymnen wurden gesungen, die glücklich gesundene freie und schöne und gesunde Kleidung des weiblichen Geschlechts wurde zum Symbol erhoben. Und ganz Kühne folgerten, daß die Frau, die einen solchen Fortschritt auf dem Wege der Vernunft gemacht habe, auch die Dinge der Welt in eine vernünftige Ordnung zu bringen vermöchte. Wir wurden langsam stolz. Wir lächelten, wenn es heiß war, über die Männer mit ihren schweren, vielfachen Wollhüllen. Wir drückten unsere Befreiheit auf allen Lebensgebieten energisch aus.

Das Korsett lag indessen auf jenem lächerlichen Haufen verschollener Modesünden: beim Gu, bei der Krinoline, bei der weißen Perücke, dem Stelzenschuh. Seine Stahlrippen schienen uns, wenn wir es betrachteten, wie eine Martervorrichtung des Mittelalters. Daß es noch je jeden könnte! Es war so totgespottet und zu den Requisiten der Komik eingeordnet — Clowns traten schon damit auf und holten aus seinen oberen Höhlungen Taschentücher zur Tränenstillung, Bonbontüten, Tabakspfeife und ein Kartenspiel.

Während wir lachten und behaglich den Brustkorb reckten, muß es geschehen sein. Es kam wieder. Die Modeschöpfer legten zuerst ein Kostpröbchen hin: ein Band, ein Gummibändchen, ein bescheidenes, flanzenloses Halterchen. Das schluckten wir glatt. Es wurde größer. Es wurde groß. Das milde Stoffstück spickte sich mit Eisenrippen, erst wenigen, „für besseren Sitz", hieß es. Es wurden mehr, es wurde eine gelinde Konstruktion. Nun ist es schon ein Panzer, der von den Armen bis nahe zu den Knien reicht. Die weibliche Linie wird damit erzielt, angeblich — Triumph der Freiheit, des unverbogenen Körpers — die Fabrikanten lächeln. Die Frauen legen sich die Zwangsjacke wieder an.

Frankreichs „Perruquiers" machten Revolte, als man anfing, statt der kunstvollen Perücke feine ärmlichen eigenen Haare tragen zu wollen. Jetzt ist man geschickter — man spricht von seiner neuen Linie. Mit stählernen Stäben und krachenden Schnüren wird sie schon herausgefoltert werden — aus der fortgeschrittenen Weiblichkeit!

Redseligkeit.

Von
Marie Günther.

(Nachdruck verboten.)

„Redseligkeit!" Wenn ich das Wort höre, freue ich mich daran, wie trefflich es ausdrückt, was es bezeichnen will. Selig sein, heißt nicht nur Glück empfinden, nein, sich gehoben, allen Schranken entrückt fühlen, schwelgen in einem Element, das die Lebenskräfte erblühen macht. Wer ersehnte solchen herrlichen Zustand nicht? Ist es ein Wunder, daß, wer beim Reden selig ist, ihn sich möglichst oft bescheert? Seine Persönlichkeit hemmungslos entfalten, allein im Vordergrunde stehen, der Gebende zu sein, während die anderen die Empfangenden sind — das sind die Lustgefühle, die, meistens unbewußt, den Redseligen durchströmen und ihn vergessen lassen, daß ein gleiches Recht für alle besteht, und es nicht billig ist, den Löwenanteil an sich zu reißen. Aber wie schon ein gewisser Mangel an Bescheidenheit und Rücksichtnahme Vorbedingung der Redseligkeit ist, so schwinden diese Tugenden immer mehr, je weniger der Gesprächige andere zur Geltung kommen und sich durch ihre Art eindrängen, abschleifen, bereichern läßt.

Es ist jedoch eine ausgleichende Tatsache: je mehr man sich selbst gefällt, je weniger gefällt man seinen Mitmenschen. Denn die haben auch Ansprüche, möchten sich auch zur Geltung bringen oder wenigstens ihre Ruhe haben, und wer ihnen dabei dauernd im Wege steht, den werden sie keineswegs mit Blicken der Bewunderung betrachten. Zu dem kommt, daß der Geschwätzige sich längst herausgabt hat und, da er durch seine eifrige Betätigung nach außen hin am Nachdenken verhindert, auch, wie gesagt, für Bereicherung durch fremde Art nicht zugänglich war, so ist er genötigt, entweder das schon Erzählte zu wiederholen, oder es breit auszumalen, oder das Oberflächlichste zu berichten, was ihm gerade der Augenblick zuträgt, oder gar sein Thema durch Ausschmückungen zu erweitern, die er aus der Luft greift. Dabei wird seine Rede oft um so weitschweifiger, je inhaltsloser sie ist; er erzählt das Geringste mit vielen Worten, die er zum Ueberfluß noch oft wiederholt. Ein recht abgebrannter, hohler Mensch wird schließlich so ein Redseliger, von jedem als Plage empfunden, dem er naht. Mancher hat die Gabe, auch das Alltäglichste auf eine komisch wirkende Art vorzutragen. Der fesselt seine Zuhörer länger, doch braucht er für seinen Vortrag kleine Zutaten, Uebertreibungen, Schroffheiten, die nicht der Wahrheit entsprechen; auch würzt er seine Darstellungen zuweilen mit etwas Bosheit und macht damit vielleicht seinen Zuhörern Vergnügen, tut aber denen weh, auf deren Kosten er seinen Witz spielen läßt.

Es ist also kein besonders liebenswertes Bild, das der Redselige in die Auffassung seiner Umgebung prägt. Man hört ihn vielleicht eine Zeitlang mit Nachsicht — schließlich mit verhohlener oder unverhohlener Ablehnung zu. Ihn unterbrechen? Selber das Wort ergreifen? Jener spinnt, ja doch, wie man auf seinem Gesicht lesen kann, den Faden seiner Rede weiter, während der andere spricht, um ihn sofort wieder aufzunehmen, wenn eine kleine Lücke im Gespräch entsteht. Dennoch ist es geraten, diesen Versuch zu machen. Manchmal erinnert sich der Gesprächige, der sonst noch lange kein Ende gefunden hätte, daß er noch dies und das zu tun hat und empfiehlt sich. Zuhören kann er nämlich nicht. Wenn er es könnte, würde er doch hier und da am eigenen Leibe erfahren, wie lästig solche Geschwätzigkeit werden kann. Es schließt sich leicht, wenn nicht zurückgeschossen wird. Und schließlich hält man es für sein gutes Recht, allein die Welt vollzuhallen.

Bei dem allen ist der Redselige gewöhnlich kein böser Mensch. Sein Mitteilungsbedürfnis entspringt zum Teil doch auch dem Bestreben, eine Brücke zu schlagen von Mensch zu Mensch. Gelingt es, seine Aufmerksamkeit auf ein leidendes Mitgeschöpf zu richten, so zeigt er sich meistens aufrichtig teilnehmend, sogar opferfähig. Es fehlt ihm nur an der nötigen Selbstzucht, die ihn verhindern müßte, für sich mehr Raum zu beanspruchen, als er den anderen läßt. Denn daß nicht alle soviel sprechen können wie er, müßte er sich sagen. Er weiß es aber gewöhnlich gar nicht, daß er die anderen verdrängt und quält, denn er ist im Reden selig, froh und hemmungslos. Ja, es sind gerade unsere Lieblingsneigungen, auf die wir ein wachsames Auge haben müssen! Das ist nicht angenehm, aber der Weg zur Tugend ist bekanntlich mit Dornen besät.

Langes Schlafen ist ungesund!

Richtlinien von
Gertrud Reinsch.

(Nachdruck verboten.)

Die meisten Menschen sind berufstätig und daher nicht in der Lage, die Zeit ihres Aufstehens selbst zu bestimmen, ebenso andere, die durch ihren Beruf bis in die späten Abendstunden festgehalten werden oder gar Nachtdienst haben, bezüglich ihres Aufstehens. Trotzdem aber läßt sich das Aufstehen und das Aufstehen regulieren, und zwar nach gesundheitlichen, zweckmäßigen und vernünftigen Gesichtspunkten. Auch für Eltern ist diese Frage wichtig, da für ihre Kinder andere Regeln maßgebend sind.

Der normale Mensch benötigt bei gleichbleibender Arbeitsleistung mindestens sieben Stunden Schlaf. Kranke oder schwächliche Personen sollten acht oder neun Stunden der Ruhe pflegen. Außerdem ist darauf zu achten, daß entsprechend der Jahreszeiten der Zeitpunkt bestimmt wird. Für die Gesundheit des Körpers ist es nicht gleichgültig, ob jemand im Winter nachts 3 Uhr regelmäßig schlafen geht und morgens 10 Uhr aufsteht. Die Regel hat zwar vieles für sich, daß der Schlaf vor 12 Uhr mitternachts der beste sei, sie stimmt aber nicht ohne weiteres. Trotzdem sollte vernünftigerweise das Aufstehen nicht so lange in die Zeit verlegt werden, die des Tageslichtes bar ist. Und darin liegt der Sinn der Regel. Künstliches Licht schadet den Augen, während das Tageslicht einen wohltuenden Einfluß ausübt. Sobald im Winter das erste Tageslicht heraufdämmert, sollte das Bett verlassen werden. Ferner muß bedacht werden, daß der Mensch, wie die übrige Natur, im Winter mehr Schlaf benötigt als im Sommer, weil er zu dieser Jahreszeit weniger Energien durch die Sonne erhält.

Anders im Frühjahr und im Sommer! Die Morgenluft ist am reinsten und erquickendsten, der Spaziergang zu dieser Zeit am vorteilhaftesten. Wer um 8 oder 9 Uhr im Büro sein muß, sollte mindestens eine Stunde vorher aufwachen und einen Umweg machen. Die würzige Morgenluft erfrischt wunderbar und die Lungen sind mit Lebensenergie vollgepumpt: das Arbeiten wird um so leichter vonstatten gehen. Es ist völlig falsch, zu diesen Jahreszeiten die Morgenzeit mit der Toilette oder gar mit Zeitunglesen zu vergeuden, oder sich lange beim Frühstück aufzuhalten. Selbstverständlich geht man entsprechend zeitiger zu Bett.

Für Kinder gelten hinsichtlich des Aufsteins besondere Regeln. Sind sie von Anfang an an frühes Zubettgehen gewöhnt worden, dann rächen sich Tage, an denen das Aufstehen länger geduldet wurde, nicht unerheblich. Eltern, die auf ihre Kinder genau achten, merken auch, wie die Kleinen gegen ihre Müdigkeit anzukämpfen haben. Werden sie zu Bett gebracht, dann toben sie dagegen an und schließlich fließen die Tränen. Das ist nur die Folge der durch zu langes Aufsein entstandenen nervösen Reizbarkeit. Außerdem werden sie leicht überwach und schlafen nicht ein. Der nächste Tag ist dann erst eine Qual für die Eltern. Meistenteils denken sie nicht an die Ursachen, sind ungerechtfertigterweise auch gereizt und es tut sich einmal etwas in dieser Familie. Bedenken die Erwachsenen aber, daß ihr Kind durchaus nicht zum Lachen aufgelegt sein kann, würden sie es nach dem Mittagessen wieder schlafen legen und etwa zwei Stunden ruhen lassen, dann wäre einiges wieder ausgeglichen. Allgemein benötigt ein gesundes Kind im Alter bis zu zwei Jahren täglich mindestens 14 bis 18 Stunden Schlaf. Während der Tageszeit sollten die Unterbrechungen liegen. Von zwei Jahren ab bis zum Beginn der Schulzeit werden in normalen Fällen 12 bis 14 Stunden ausreichen. Während der ersten drei Schuljahre empfiehlt es sich, auf das Schlafbedürfnis besonders zu achten und die Anstrengungen, die durch den Schulbesuch entstehen, genügend auszugleichen. Zwölf Stunden werden mindestens noch notwendig sein, besonders bei schwächlichen Kindern. Später erst streiche man öfter eine halbe Stunde, dann eine ganze ab, so daß im Alter von 12 Jahren 10 Stunden beibehalten werden, die tunlichst bis zum 18. Lebensjahre geschlafen werden sollten.

Der Zeitpunkt des Schlafengehens liegt für Kinder bis zu drei Jahren auf spätestens 7 Uhr abends, bis zu zehn Jahren auf 8 Uhr und dann bis zum 15. Lebensjahre auf 9 Uhr, und endlich bis zum 20. Jahre auf 10 Uhr abends. Ueber das Aufstehen gilt das gleiche, wie für die Erwachsenen, und zwar etwa vom vierten oder fünften Lebensjahre ab. Auch für das Kind ist das frühe Aufstehen, besonders im Frühjahr und Sommer, sehr gesund. Die Hetzjagd, rechtzeitig zur Schule zu kommen, würde durch das gute Beispiel der Eltern, die sich ebenfalls frühzeitig erheben, ebenfalls aufhören. Schlaf ist jedenfalls einer der wichtigsten Faktoren unseres Gesundheits- und Nervenzustandes, und in Verbindung damit das richtige Aufstehen und Zubettgehen.

Ist die Ehe ein Fehlschlag?

(Nachdruck verboten.)

In der englischen Zeitschrift „Lancet" veröffentlicht ein ungenannter Arzt interessante Beobachtungen, die er im Laufe seiner Praxis über die Ehe gemacht hat. „Nicht eingerechnet die Ehepaare, die ich nicht hinreichend kenne oder solche, die weniger als vier Jahre verheiratet sind", schreibt er, „sind mir die Verhältnisse von 188 Ehepaaren hinlänglich bekannt. Diese kann ich in vier Gruppen einteilen: a) ist die erste Gruppe derjenigen, die vollständig glücklich sind; b) diejenigen, die ziemlich glücklich sind, deren Glück z. B. eng mit der Frage zusammenhängt, ob Fortuna ihnen wohl auch einmal hold sein wird; c) diejenigen, die gemäßigt unglücklich sind, deren Unglücklichsein sich durch Besserung der materiellen Verhältnisse in ein Glücklichsein ändert; d) diejenigen, die ganz unglücklich sind, die auch durch nichts glücklich gemacht werden können. — Unter Berücksichtigung dieser Feststellungen komme ich zu folgendem Prozentsatz: Gruppe a) 50 Prozent, b) 14 Prozent, c) 15 Prozent, d) 20 Prozent."

Diese Zahlen führt der Arzt auf Beobachtungen während seiner Praxis in Mittelstandskreisen zurück. Sie haben ihn, wie er sagt, überrascht, da er zuerst den Eindruck gehabt hatte, daß die meisten Ehen einen Fehlschlag bedeuteten.

F.

Die nervösen Frauen.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Frauen, deren Nervosität keine Grenzen kennt. Das ist ihre eigene Meinung. In Wirklichkeit sind sie immer, mit oder ohne Grund, in gereizter Stimmung. Sie gönnen niemandem ein freundliches Wort. Weder zu Hause, ihrem Manne oder ihren Kindern gegenüber, sind sie liebenswürdig, noch können sie es über sich bringen, unter Freunden freundlich zu sein. Immer gehen sie mit mürrischem, unzufriedenem Gesicht herum. Wenn man sich trotzdem an sie heranwagt und sie fragt, was sie eigentlich haben, so bekommt man die Antwort: „Laß mich in Ruhe, ich bin eben nervös." So werden sie sich und auch ihrer Umgebung zur Plage.

Nervosität ist das aber in den meisten Fällen nicht — Nervosität ist etwas ganz anderes. Sie sind launenhaft in hohem Grade. Diese unangenehme Launenhaftigkeit ist auf schlechte, mangelhafte Erziehung zurückzuführen, die es versäumt hat, den Menschen zu einem Charakter heranzubilden. Die Betreffende läßt sich gehen, beherrscht sich nicht und meint, ihre Umgebung sei dazu geschaffen, ihre schlechte Laune und Griesgrämigkeit auf sich zu nehmen. Wer sich diese „Nervosität" bieten läßt, ist der Dumme. Denn solche „nervösen" Frauen sind immer die größten Egoisten und nutzen ihre lieben Mitmenschen aus, so gut es geht. Das einzige Richtige ihnen gegenüber ist es, ihnen gehörig die Meinung zu sagen, sie fühlen zu lassen, was man von ihnen hält. Daß sich am Ende alle von so einer launenhaften Frau zurückziehen, liegt auf der Hand. Mit etwas Selbsterziehung und Selbstbeherrschung bringt es aber jede Frau fertig, Herr zu sein über ihre Launen.

Isabella.

Zahme Frauenglossen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn Frauen die Wetterprognose lesen, geschieht es nur, um orientiert zu sein, ob man nichts riskiert, wenn man am nächsten Tage zum Beispiel das hellgraue Kleid anzieht.

*

Der Stil der Schwimmkostüme erzählt Bände vom Takt und von der Gesellsucht der Trägerin.

*

So achtsam Damen mit ihren Roben umgehen, so gern sehen sie es, wenn diese von einem geliebten Manne beschädigt werden.

*

Pikanterien wirken im Munde einer anständigen Frau weit reizvoller als zwischen den rotgeschminkten Lippen der Demimondaine.

*

Männer sind zuverlässig in der Freundschaft und unzuverlässig in der Liebe; Frauen sind zuverlässig in der Liebe und unzuverlässig in der Freundschaft.

*

Männer haben Vertrauen zu sich selbst; Frauen haben Vertrauen zu andern, und diese andern sind — Männer!

Wilhelmine Baltinester.

Für die Osterküche.

f. **Ostersleischbrühe.** In die zum Festtag bestimmte Brüh- oder Kräutersuppe schneidet man nicht völlig hartgekochte Eier in dünne Scheiben, natürlich erst, nachdem die Suppe ganz fertiggestellt ist. Das gibt dem Gericht ein osterliches Ansehen.

f. **Osterlamm mit Füllung.** Man wird meist finden, daß das Osterlämmchen doch zu „fleischlos" ist, um als Braten, besonders Festbraten, eine reine Freude zu sein. Es empfiehlt sich daher folgende Füllung: Ein Pfund Kalbs- oder Schweinsleber wird fein gewiegt oder durch die Fleischmaschine gedreht; dazu weicht man 2—3 große Zwiebeln, 5 Semmeln in Milch oder saurer Sahne ein, gibt 2 Eier, Pfeffer und Salz dazu, außerdem feingeschnittene Champignons (in Ermangelung dieser andere Pilze), mischt alles sorgsam und füllt es in das ausgeweidete Osterlämmchen, das nun zugenäht und bräunlich gebraten wird. Als Tunke empfiehlt sich saure Sahnentunke.

f. **Osterkuchen.** Eine Stange Vanille wird ganz fein mit etwas Zucker zerstoßen und durchgesiebt, ebenfalls die Schale einer Zitrone an Zucker abgerieben. Beide Gewürze werden mit 400 Gramm mehrfach gesiebten Zucker und 500 Gramm Mondamin vermischt. 500 Gramm Butter rührt man zu Sahne und gibt abwechselnd ein Eigelb und drei Löffel voll der vorher angebenen vermischten Zutaten dazu, bis man 14 Eigelb verbraucht hat. Alles wird 45 Minuten gerührt, dann der mit 100 Gramm Zucker und einer Prise Salz vermischte Eiweißschnee durchgezogen. Eine vorgerichtete Springform wird mit dem Teig gefüllt und der Osterkuchen eine Stunde lang gebacken. Wenn er erkaltet ist, wird er mit einer Zuckerglasur übergozgen, die im Backofen leicht übertrocknen muß.

f. **Vogelnester.** Man kocht die nötige Anzahl Eier, etwa sechs Minuten; sie dürfen nicht zu weich sein. Dann bereitet man eine Farce aus halb Rind-, halb Schweinefleisch, vermischt sie mit dem üblichen Gewürz, ein wenig geriebene Semmel und 1—2 rohen Eiern. Mit dieser Fleischmasse umhüllt man die gekochten Eier so, daß sie die Form eines Würfels mit abgestumpften Ecken bekommen, bäckt sie in gutem Fett auf allen Seiten braun, schneidet sie mit scharfem Messer durch und richtet die Nester so halbiert auf der Schüssel an, daß das Ei oben liegt, das noch mit gut gewäßerten Sardellen belegt werden kann.

f. **Oster-Eierkuchen.** Dem jeder Hausfrau bekannten Eierkuchenteig fügt man in Eßbutter geschwitzten, fein gehackten Kerbel, Petersilie, Spinat, Schnittlauch und Estragon bei, von jedem etwas, nimmt statt der üblichen Milch Sahne und bäckt wie sonst.

f. **Mandelcreme.** Ein Liter Milch, 100 Gramm geriebene süße Mandeln, 70 Gramm Zucker und 2 Gramm Vanille läßt man zum Kochen kommen und gibt 35 Gramm Gelatine (in kaltem Wasser aufgelöst) hinzu, gießt alles in eine mit heißem Spiritus bestrichene Form und schüttet die Speise kurz vor Gebrauch in den dazu bestimmten Krisallteller. Mit Weinsäure zu serbieren.

Die Familienärztin von Dr. Bela Müller. 1128 Seiten stark, 125 Tafeln und Kunstbeilagen, zerlegbare Modelle RM. 32.—
Vorrätig in der Buchhandlung Wilh. Sauer, Roßleben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219310315-19/fragment/page=0004

Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 32 Sonnabend, den 14. März 1931. 44. Jahrgang

Die letzte Woche.

Draußen in der Natur spielt sich jetzt ein harter Kampf ab. Der Winter hat noch einmal alle Kraft aufgeboten, um seine Machtstellung zu behaupten. Heftige Stürme brausen über das Land hin, und gewaltige Schneemassen lasten über Feld und Wald. Und trotzdem ist die Macht des Winters im Wanken. Zwischendurch wagt sich schon die Frühlingssonne durch, und nicht mehr lange wird es dauern, dann ist der Bann endgültig gebrochen.

Auch in der Politik scheint sich eine gewisse Entspannung einzustellen. Der Wehretat hat ohne große Schwierigkeiten den Haushaltsausschuß des Reichstags passiert, die erste Rate des Panzerkreuzers B ist vom Ausschuß bewilligt; gesichert ist der Schiffsneubau allerdings noch nicht. Die Sozialdemokraten machen ihre endgültige Stellungnahme — im Ausschuß haben sie Stimmenthaltung geübt — von einem Entgegenkommen auf steuer- und sozialpolitischem Gebiet abhängig. Entsprechende Verhandlungen schweben bereits seit einiger Zeit. Man glaubt, daß es in den sozialpolitischen Fragen zu einer Verständigung mit der Sozialdemokratie kommen wird, da man hier geneigt ist, ihren Wünschen so weit wie möglich Rechnung zu tragen. Die steuerpolitischen Anregungen dagegen stoßen bei den bürgerlichen Parteien auf Widerspruch, weil jede Erhöhung von Steuern als indiskutabel und wirtschaftlich untragbar angesehen wird.

*

In maßgebenden Wirtschaftskreisen hält man den gegenwärtigen Augenblick für eine Erhöhung von direkten Steuern schon deshalb für überaus ungünstig, weil man gerade jetzt Anzeichen für eine gewisse Belebung der Wirtschaft zu erkennen glaubt. Dieser Gesundungsprozeß würde, so sagt man, durch eine neue Steuerbelastung empfindlich gestört, wenn nicht unterbrochen werden. Tatsächlich scheint sich auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine gewisse Entspannung anzubahnen. An der Börse zeigt sich seit kurzem eine offensichtliche Aufwärtsentwicklung; die Befestigung des Kapitalmarktes macht gute Fortschritte, woraus man schließen darf, daß nach der katastrophalen Kapitalabwanderung ein allmählicher Rückfluß des deutschen Geldes aus dem Ausland ins Reich eingetreten ist. Hinzukommt, daß auf dem Arbeitsmarkt eine, wenn zunächst auch noch geringe Entlastung eingetreten ist. Das Ergebnis der Rußlandreise der deutschen Industriellen ist geeignet, diese Entwicklung wesentlich zu begünstigen. In den Kreisen der Industrie verspricht man sich, daß durch die russischen Bestellungen mindestens 150 000 Erwerbslose wieder in den Produktionsprozeß eingereiht werden könnten. Bei 5 Millionen Arbeitslosen will das natürlich nicht viel bedeuten, aber die Wiedereinstellung von 150 000 Mann ist doch immerhin ein Lichtblick in einer Zeit, wo man jeden Tag von neuen Betriebsstillegungen und Geschäftszusammenbrüchen zu hören bekam. Zu beachten ist auch die Tatsache, daß die deutschen Industrieführer auf ausdrückliche Einladung nach Moskau gefahren waren. Die Sowjetregierung hat demnach ein dringendes Interesse an einer deutschen Mitwirkung bei dem Aufbau der russischen Industrie. Bei den deutschen Lieferungen soll es sich in erster Linie um Produktionsmittel, namentlich um Elektrizitätsanlagen, sowie um Maschinen für Bergwerke und Fabriken und endlich um Eisenbahnmaterial handeln. Die Frage der Finanzierung ist allerdings noch nicht geklärt. Die Russen fordern eine langfristige Stundung des Kaufpreises. Hierzu bedarf es noch eingehender Verhandlungen mit den deutschen Banken und der Reichsregierung, die unter Umständen eine neue Ausfallbürgschaft für diese Kredite übernehmen soll.

*

Die Außenpolitik wird nach wie vor beherrscht durch den Flottenpakt von Rom, der jetzt im Wortlaut veröffentlicht worden ist und in der Weltpresse ausführlich besprochen wird. Auch hier wird viel von einer Entspannung geredet. Briand rühmte bei seinem Bericht vor den Kammerausschüssen die „Harmonie", die bei den Verhandlungen geherrscht habe und die eine Bürgschaft für eine Verständigung auf internationalem Gebiet sei. Das gleiche Loblied stimmte der Erste Lord der britischen Admiralität, Alexander, im Unterhaus an, der die Auffassung vertrat, daß die Regelung der französisch-italienischen Flottenfrage eine weit günstigere Atmosphäre für die internationale Zusammenarbeit und die Sicherung des europäischen Friedens geschaffen habe. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen der Kritik, ja, es wurde sogar die Befürchtung geäußert, ob nicht England durch die Uebernahme der Rolle des ehrlichen Maklers für diese Regelung auf Kosten seiner eigenen Sicherheit etwas daraufgezahlt habe. Alexander selbst mußte zugeben, daß die den Franzosen zugestandene U-Boot-Tonnage von 81 900 Tonnen im Verhältnis zu den 53 000 Tonnen, über die England verfügt, viel zu hoch ist. Auch in Japan ist man über dieses Mißverhältnis nicht erbaut. Im übrigen ist in den Vertrag die bis jetzt unbekannte Bestimmung aufgenommen worden, daß die französische U-Boots-Stärke noch einmal auf der Weltabrüstungskonferenz im nächsten Jahr zur Diskussion gestellt werden soll.

Deutscher Reichstag

Die große sozialpolitische Aussprache

Berlin, 12. März.

Auf der Tagesordnung der Reichstagssitzung am Donnerstag steht die **zweite Beratung des Haushalts des Reichsarbeitsministeriums.**

Mit der Beratung ist verbunden der kommunistische Antrag, der sich gegen die Stillegung der Hütte Ruhrort-Meiderich wendet.

Der Haushaltsausschuß legt eine lange Reihe von Entschließungen vor, in denen vierzigstündige Arbeitswoche und verschiedene andere Maßnahmen zur Entlastung des Arbeitsmarktes verlangt werden.

Reichsarbeitsminister Dr. Stegerwald

leitet die Aussprache ein. Er erklärt, das staatliche Schlichtungs- und Tarifwesen hat seine Probe bestanden. Daß dabei Schwierigkeiten entstehen würden, war vorauszusehen. Tarifverträge sollen praktische Gewerbegesetze sein. Es ist eine Unmöglichkeit, angesichts der bestehenden Komplikationen in einer Zeit der größten Wirtschaftskrise durch das staatliche Schlichtungswesen bei einer einzigen Tariferneuerung Ordnung zu bringen. Das amtliche Schlichtungswesen muß eine bestimmte Linie einhalten, wenn nicht ein Lohnchaos entstehen soll. Was den Lohn anlangt, so herrscht über dessen Funktionen große Verwirrung. Die Kaufkrafttheorie übersieht, daß in einem Lande mit 5 Millionen Arbeitslosen und einigen Millionen Kurzarbeitern mit dem individuellen Reallohn, mit dem Stundenlohn des einzelnen Arbeiters nichts anzufangen ist. Es kommt zunächst auf den Jahreslohn an und darauf, wieviel der einzelne und die Volkswirtschaft davon für die Unterhaltung der Arbeitslosen aufbringen muß.

Es ist unlogisch, völlig freie Lohngestaltung zu verlangen und gleichzeitig die Aufrechterhaltung von unwirtschaftlichen Preisbindungen in Kartellen sowie hohe Zölle gegenüber dem Ausland zu fordern.

Es ist auch verkehrt, den Lohn nur einseitig als privatwirtschaftlichen Faktor anzusehen. Praktisch steht die Lohnfrage gegenwärtig so: Das Institut für Konjunkturforschung hat für 1930 die Auffassung vertreten, daß durch Arbeitslosigkeit, Akkordlohnkürzungen, Kurzarbeit und amtliche Lohnsenkungen eine Kürzung der Einkommen um 10 v. H. stattgefunden und dem eine Senkung der Lebenshaltungskosten um 7½ v. H. gegenüberstehe. Nicht Kürzung der Reallöhne ist Sinn der Regierungspolitik, sondern die Senkung der Gestehungskosten. Freilich hat man es bei den einzelnen Tarifverneuerungen nicht immer in der Hand zu erreichen, daß der Lohnsenkung in dem gleichen Gewerbe sofort eine Preissenkung folgt oder daß die Preissenkung der Lohnkürzung vorangeht.

Auf längere Sicht gesehen werde ich mich, soweit das auf dem Wege der Schlichtung überhaupt möglich ist, nachdrücklichst einer Senkung der Reallöhne widersetzen.

Zur Lösung der Fragen wegen der Reform des Tarif- und Schlichtungswesens ist es meines Erachtens absolut notwendig, daß in der nächsten Zeit Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften viel umfassender als seither zusammenarbeiten. Was die immer mehr umstrittene Arbeitszeitverkürzung anlangt, so betone ich nochmals, daß

die Regierung, falls ein durchgreifender Erfolg den freiwilligen Bemühungen um eine wesentliche Verminderung des Arbeitslosenheeres nicht beschieden ist, gesetzgeberische Vorschriften über Arbeitsstreckung durch Arbeitszeitverkürzung erlassen muß.

Der Arbeitslosenfrage ist nur in Verbindung mit der Gesamtsanierung entscheidend beizukommen. Wie ist man im letzten Jahre über mich hergefallen, als ich die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung um 3 v. H. erhöhte! Wäre das nicht erfolgt, dann wären wir nicht heil über diesen Winter hinweggekommen.

Wenn sich die Beschaffung einer Anleihe von 1—1½ Milliarden zu erträglichem Zinsfuß ermöglichen ließe, dann könnte ich schon morgen ein Arbeitsbeschaffungsprogramm vorlegen, durch das 300 000—400 000 Menschen beschäftigt werden könnten und in dessen Mittelpunkt die Reichsbahn stehen würde.

Aber die Beschaffung solcher notwendigen langfristigen Kredite ist in der Hauptsache eine Vertrauensfrage. Dieses Vertrauen kann aber nur kommen, wenn Staat und Wirtschaft in Ordnung gebracht werden. Bis dahin müssen wir zunächst mit kleineren Mitteln die Arbeitslosenfrage zu mildern suchen. Auf längere Sicht gesehen bin ich kein Pessimist. Trotzdem täusche ich mich aber nicht darin, daß 1931 noch ein schweres Krisenjahr für uns sein wird.

Daß es bisher gelungen ist, für 5 Millionen arbeitslose Volksgenossen zu sorgen, ist eine Großtat des deutschen Volkes und der Arbeiterschaft.

Trotz großer eigener Nöte hat sie so gewaltige Opfer für die Arbeitslosen aufgebracht, und das ist eine Leistung, die in der Weltgeschichte einzig dasteht. Die Wohnungspolitik des Jahres 1931 ist hauptsächlich auch unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie wieder privates Kapital für zweitstellige Hypotheken gewonnen werden kann. Das Jahr 1931 wird dem Baugewerbe sehr viel geringere Aufträge als in den Vorjahren bringen. Die öffentlichen Bauten werden stark zurückgehen und für gewerbliche Bauten fehlt meist der Bedarf. Hinzukommt, daß auch die Hauszinssteuermittel für den Wohnungsbau stark verringert werden müssen. Hätte das Reich frei über die Hauszinssteuermittel verfügen können,

---

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

45. Fortsetzung.

Nur eine Karte! Wie leichthin der Mann die Worte
ber sie bedeutete
zerstörten Fa-
ers Hand, kam
Glückwünsche für
preßter Stempel
n war, er selbst
hrten dort wirt-
sonnebedürftiger
daher noch ein
un war die Ver-
ar zu erreichen,
d, Bruno mußte

n Glück. Hedwig
e schwärmerische
flügelt hinunter,
sie rief auf der
ntgegenkam, fuhr
nges Telegramm
Biskra in Algier.

zeitbüro gewesen.
e Freude Fähig-
r Mann befreit
s nötig sei, den
Vielleicht könnte
Vielleicht Sie
rfnis war, auch

andere glücklich zu sehen. Ein heller Jubel war in ihrer Seele, drängte sie vorwärts ihrem nächsten Ziele entgegen. So rasch als möglich nur jetzt Bruno von seiner Haftqual erlösen! Aber war dafür die Polizei die richtige Adresse? Schwebte nicht über der mächtigen Behörde noch der mächtigere Staatsanwalt?

Ein Ausspruch ihres Mannes fiel ihr ein: „Man muß immer gleich an die höchsten Instanzen gehen, wenn man etwas erreichen will." Das entschied. Sie hatte in der letzten, schweren Zeit häufig genug den Staatsanwalt Lüdemann erwähnen hören, um sich seines Namens genau zu erinnern. Auch seine Wohnung hatte sie durch ihren Mann erwähnen hören. Dorthin beorderte sie den Wagen, der vor dem Telegraphenamt auf sie wartete.

Sie hatte das Glück, den Staatsanwalt in seiner Wohnung zu treffen. Mit ritterlicher Liebenswürdigkeit kam er ihr entgegen, und auf seinem vollen Kindergesicht glänzte ein mildes Lächeln.

Hedwigs Hände zitterten sehr beim Vorholen der algerischen Postkarte und ebenso zitterte ihre Stimme beim Erläutern ihres Besuches und ihres Anliegens. Der Staatsanwalt nahm die Karte und griff nach einer Brille und entfaltete durch sie sein Cherubsgesicht. Nachdem er die wenigen Zeilen sorgfältig durchgelesen hatte, gab er Hedwig die Karte zurück und sagte: „Das freut mich, freut mich sehr für Sie, gnädige Frau. Der Durchgänger ist also wirklich wieder aufgefunden worden. Sobald nun die nötigen Formalitäten erledigt worden sind, wird hoffentlich nichts mehr im Wege stehen, Ihren Herrn Gemahl seiner Familie zurückzugeben."

„Formalitäten?"

„Ja, — Sie dachten wohl, ihn auf diese Postkarte hin gleich mitnehmen zu können? So rasch geht es leider nicht bei uns. Vorher muß noch Verschiedenes erledigt werden. Zunächst müssen wir die Antwort auf Ihr Telegramm abwarten und wissen, ob der Herr — Rittner heißt er, nicht wahr? — in der Lage ist, die von Ihrem Herrn Gemahl gemachten Angaben über das Zusammensein der beiden am Abend des neunzehnten Februar zu bestimmten Zeit bestätigen und beschworen zu können. Ich hoffe zuversichtlich, daß er dazu imstande sein wird. Ich habe nur mit schwerem Herzen den Haftbefehl gegen Regierungsrat Düringer ausgestellt, und habe nie so recht an seine Schuld geglaubt."

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt, für Ihre Worte."

„Bitte sehr, gnädige Frau. Die eigentlichen Formalitäten fangen jedoch erst an, wenn Herr Rittner sich bereit erklärt hat, sein Zeugnis abzulegen. Er müßte dann entweder die Reise hierher machen, um an Ort und Stelle eidlich vernommen zu werden, oder es müßte kommissarische Vernehmung dort vor dem nächsten deutschen Konsulat, gleichfalls natürlich eidlich, erfolgen. Herr Rittner müßte sich selbstverständlich vor der betreffenden Behörde genau legitimieren, wozu er als Auslandreisender freilich wohl sicher imstande sein wird, weil er als solcher ohnedies einen Paß nötig hat. Alles das muß gemacht werden; allzu rasch wird sich die Sache, wie Sie sehen, also leider nicht abwickeln lassen."

„Und so lange muß mein Mann" —

„In Haft bleiben. Ja, gnädige Frau. Daran läßt sich leider nichts ändern. Ich will ihm aber gleich Mitteilung von der Auffindung seines Freundes machen lassen. Die Nachricht wird ihn hoffentlich erfreuen."

„Aber was kann ich tun, um seine Freilassung zu beschleunigen?"

„Ihrem ersten Telegramm an Herrn Rittner ein zweites folgen lassen, in dem Sie die zu erfüllenden Formalitäten, von denen ich sprach, hervorheben. Er wird sie selbst vermutlich kennen, aber gnädige Frau haben dann doch das Bewußtsein, alles getan zu haben, was in Ihren Kräften steht. Und solch ein Bewußtsein ist immer angenehm."

„Ich will es tun, ich will noch einmal zum Telegraphenamt fahren, der Wagen wartet unten. Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt."

Von Lüdemann zur Tür geleitet, ging sie rasch hinaus: Auf der Treppe kam ihr ein Herr entgegen, an dem sie vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu beachten, wenn er sie nicht gegrüßt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219310315-19/fragment/page=0005